



## **Ausgewählte Aufsätze**

**Brandi, Karl**

**Oldenburg i.O., 1938**

Grundlegung einer deutschen Inschriftenkunde (1937). Deutsches Archiv für Geschichte des Mittelalters 1, 11-43; Hermann Boehlaus Nachf., Weimar.

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-70552](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-70552)

## Grundlegung einer deutschen Inschriftenkunde

Als ich noch junger Professor in Marburg war, kam eines Tages Edward Schröder in mein Seminar für historische Hilfswissenschaften mit der Inschrift einer Altartafel und bat um möglichst genaue Datierung. Ich versuchte eine solche zu geben; sie stimmte zu sonstigen Annahmen. Dann aber, erklärte Schröder, muß die Inschrift aus inneren Gründen eine Fälschung sein. Wir überzeugten uns bei dieser kleinen Untersuchung davon, daß es an wirklich brauchbaren Hilfsmitteln und Methoden zur genauen Datierung deutscher Inschriften völlig fehlte; denn was in einigen systematischen Handbüchern der Baukunst gegeben war, blieb auf der Stufe nützlicher, aber äußerer Zusammenstellungen für den praktischen Gebrauch. Eine Fülle von Einzelveröffentlichungen und Notizen, vor allem in der langen Reihe der Kunstdenkmäler deutscher Landschaften, bot zwar Material, aber keinen Ersatz für die fehlende methodische Behandlung des Stoffes. Wir nahmen uns also vor, eine „deutsche Epigraphik“ zu begründen, wie sie der damaligen „Archivschule“, dem Marburger Seminar für historische Hilfswissenschaften, wohl angestanden hätte. Indessen bald darnach wurde ich in eine viel allgemeinere Tätigkeit nach Göttingen berufen, und die Marburger Pläne sind über die ersten Sammlungen nicht hinausgekommen.

Aber sie klangen wieder an, als Friedrich Panzer im Jahre 1934 von seiten der Heidelberger Akademie der Wissenschaften an die übrigen deutschen Akademien mit der gewiß zeitgemäßen und bedeutenden Anregung herantrat, endlich wenigstens die Inschriften in deutscher Sprache zu sammeln. Wir sagten uns in Göttingen, wo ich seit über dreißig Jahren wieder mit Edward Schröder vereint war, daß für die gesonderte Behandlung der deutschen Inschriftentexte erst recht noch immer alle Voraussetzungen fehlten, daß aber die Heidelberger Anregung benutzt werden sollte, nicht bloß für die Sammlung der deutschen Sprachdenkmäler, sondern für die methodische Erschließung aller inschriftlich überlieferten deutschen Geschichtsdenkmäler; daß eine

solche Sammlung wiederum nicht möglich sein würde ohne eine systematische Aufarbeitung aller lateinischen und deutschen Inschriften im deutschen Raum. Das aber heißt eine methodische Erforschung der Entstehungsverhältnisse und gegebenenfalls auch der Überlieferung dieser Denkmäler. Denn das besondere Streben der deutschen historischen Wissenschaft geht nun einmal seit ihrer Begründung dahin, vor allem unsere Überlieferung nach Form und Inhalt so zu durchdringen, daß aus dieser Beherrschung des Stoffes eine sichere Unterscheidung des Echten und Unechten, des Wichtigen und Unwichtigen, auch eine einigermaßen sichere zeitliche Datierung und weithin sogar eine landschaftliche Ansetzung der Denkmäler gewonnen werden kann.

Unter Panzers Leitung fanden die ersten Besprechungen der Vertreter der deutschen Akademien im Herbst 1934 zu Bamberg statt; Gesichtspunkte wurden erörtert, die Arbeitsgebiete der Akademien im großen abgesteckt, bescheidene Mittel aufgebracht und eine Zentralarbeitsstätte in Heidelberg vorgesehen, zunächst zur planmäßigen Aufnahme der Literatur und zur Sammlung von Erfahrungen für die praktische Arbeit.

Weitere Korrespondenzen und Besprechungen ergaben, daß es möglich sein würde, ein begrenztes und zugleich vielseitiges Gebiet, nämlich die Inschriften der Stadt Mainz in einer Art Musteredition vorzulegen, die zugleich als Versuch in bezug auf die Abgrenzung des Stoffes und auf Einzelfragen der Edition dienen könnte. Denn nur Mainz war in der ausgezeichneten Monographie von Konrad F. Bauer neuerdings auch methodisch durchgearbeitet.

Ich meinestils übernahm es, in akademischen Vorlesungen und Übungen in weiterem Rahmen wenigstens die Formgeschichte des epigraphischen Schrifttums zu studieren und in einem ersten Riß aufzubauen. Dabei schwebte mir ein Doppeltes vor: einmal die Methode einer solchen Arbeit zu entwickeln und die kritischen Punkte der Schriftgeschichte zu finden, und zum zweiten, zunächst nach dem gegenwärtigen Stande unseres Wissens junge Leute heranzubilden, die in der Lage wären, mit einiger Aussicht auf methodisch richtiges Vorgehen die weitere Arbeit an dem Inschriftenwerk zu übernehmen. Denn an einem solchen Nachwuchs fehlte es bis dahin gänzlich.

Im Wintersemester 1934/35 und nochmals im Winter 1935/36

habe ich diese Vorlesungen und Übungen abgehalten; das zweitemal in Arbeitsteilung mit meinem Kollegen Hermann Thiersch für die antike Epigraphik, deren allgemeine Kenntnis ohne weiteres als Voraussetzung für eine gedeihliche Arbeit auch in den späteren Jahrhunderten bezeichnet werden darf.

Von Heidelberg aus erging mittlerweile, und zwar aus den Kreisen der Schüler von Herrn Panzer, die Anregung, den jetzigen Stand unseres Wissens und die Bedingungen unserer Arbeitstechnik, auch die Ergebnisse der bisherigen Mainzer und Heidelberger Arbeit in einem Mainzer Lager vorzutragen und auszutauschen. Der ursprüngliche Plan eines Lagers auf der Zitadelle mußte nach der wiedergewonnenen Militärbesatzung modifiziert werden, aber die allgemeinen Gedanken eines Lagers, die gemeinsame Arbeit und der ununterbrochene Austausch von Dozenten und Studenten mit gemeinsamen Vorträgen und Übungen, aber auch gemeinsamen Mahlzeiten und Erholungen, ließ sich in der Woche vom 6. bis zum 11. Juli 1936 programmäßig durchführen.

Am 7. Juli früh wurde in der Adolf-Hitler-Bauschule der Kurs durch Herrn Panzer mit einer weiten Übersicht über Ziele und Möglichkeiten einer deutschen Epigraphik eröffnet und anschließend die historische Arbeit begonnen mit einer Einführung in die klassische und frühchristliche Epigraphik durch den zweiten Direktor der römisch-germanischen Kommission Dr. Stade aus Frankfurt. Ich schloß mich in Vorträgen der späteren Tage über die Entwicklung der epigraphischen Schrift vom frühen Mittelalter über das Hochmittelalter bis zur sogenannten gotischen Minuskel daran. Herr Dr. Bauer griff aus seiner genauen Kenntnis der Mainzer Inschriften, die zwischendurch von uns immer wieder an den Originalen studiert wurden, in die Darlegungen fruchtbar ein, erörterte selbst auch systematisch die Zusammenhänge der Epigraphik mit Kunstgeschichte und Heraldik, während Herr Dr. Schumann-Frankfurt die nötigen Hinweise auf die literarischen Bedingungen des Mittelalters gab, insbesondere in einer vorbildlichen Übungsstunde sehr lehrreich an einer nur handschriftlich, aber in zwei Fassungen überlieferten Inschrift die mögliche Behandlung von literarischen Formen vormachte. Die Herren Dr. Eckert und Dr. Cucuel aus Heidelberg berichteten über ihre Arbeiten, besonders über die Erfahrungen bei der Gesamtaufnahme der Inschriften von Wertheim.

An den Nachmittagen fanden Besichtigungen, insbesondere der Steine des Lapidariums und der Denkmäler einiger Kreuzgänge und Kirchen statt, verbunden mit praktischen Übungen im Lesen, Beurteilen, auch im Abklatschen und Durchreiben von Stein- und Metallinschriften, zunächst unter Anleitung der Herren Dr. Bauer und Dr. Stade, später auch unter Mitwirkung des Professor Dr. Behn vom Mainzer Museum.

Delegierte der deutschen Akademien, Hübner von Berlin, Brandi und Schröder von Göttingen, Panzer und Frhr. v. Künßberg aus Heidelberg, Hetzer aus Leipzig, Leidinger aus München und Hans Hirsch aus Wien, also Germanisten, Kunst- und Rechtshistoriker sowie Paläographen und Historiker, trafen sich gegen Ende der Woche zu eingehenderen Besprechungen über den weiteren Fortgang der Arbeit.

Meine eigenen, in diesem Lager gegebenen Darlegungen fasse ich im folgenden kurz zusammen, gestützt auf die beiliegenden Tafeln, deren Inhalt in Mainz aus den Lichtbildern der Denkmäler zusammen mit den Zuhörern im einzelnen herausgeholt wurde.

#### I. Methodisches.

Beim Aufbau einer deutschen Inschriftenkunde stehen wir genau so wie vor 200 Jahren die Begründer einer wissenschaftlichen Urkundenlehre vor der Tatsache, daß unser Material von einer nicht geringen Zahl von Fälschungen sowohl aus dem Mittelalter selbst, wie aus den jüngeren gelehrten Jahrhunderten durchsetzt ist. Diese Fremdkörper müssen als solche erkannt, aber nach Ausmerzung aus den echten Beständen genau so wie die Urkundenfälschungen in einem neuen Sinne unserem Material wieder eingefügt werden, als Zeugnisse für ihre wirkliche Entstehungszeit und deren geistige oder rechtliche Bedürfnisse.

Im Mainzer Lapidarium befindet sich der Drususstein, in Wahrheit die Minerva eines zerteilten Viergöttersteines mit der rings umlaufenden Inschrift IN MEMORIAM DRUSI GERMANI[CI]. Daß es sich bei der Inschrift auf dem bis 1688 in den Zollturm der Vorstadt Vilzbach eingemauerten Stein um eine Fälschung handelt, ist schon lange nicht zweifelhaft. Aber noch in seiner Arbeit über die Mainzer Epigraphik meinte Dr. Bauer, die Fälschung weise „deutlich“ auf die karolingisch-ottonische Zeit, vor allem wegen der eckigen Bildung des (unzialen) D, das im übrigen sonst gar nicht so vorkommt.

Heute ist er selbst mit mir davon überzeugt, daß wegen der umlaufenden Anordnung der Inschrift, die auf Grabsteinen erst im späteren Mittelalter üblich wurde, auch wegen des humanistischen E, der Stein eine gelehrte Fälschung des 16. oder 17. Jahrhunderts sein muß. Dieser gelehrten Fälschung sind, wie auf literarischem und diplomatischem Gebiet, gewiß in anderen deutschen Landschaften ähnliche an die Seite zu stellen.

Aber auch das Mittelalter verfertigte epigraphische Fälschungen. Ein besonders lehrreicher Fall ist erst neuerdings bekannt geworden. Man wußte längst, daß bei der Ausbreitung der Kölner Stadtbefestigung im Jahre 1106 ein römisches Gräberfeld angeschnitten worden war, dessen sich alsbald die Volksmeinung in dem Sinne bemächtigte, daß man hier die Gebeine der 11 000 Jungfrauen der Heiligen Ursula gefunden habe<sup>1</sup>). Ein Teil wurde in das Kloster Deutz gebracht und nach Ausweis einer Handschrift des damaligen Deutzer Kustos Theoderich mit Titulis (Grabschriften) versehen. Er sammelte sie in einem Buche. Daß diese erfundenen Grabschriften aber wirklich in Stein ausgeführt wurden, haben die mit Theoderichs Texten übereinstimmenden Steinfragmente erwiesen, die im Bereich des ehemaligen Deutzer Klosters aus Anlaß neuer Ausgrabungen zufällig zum Vorschein gekommen sind; sie lauten etwa: *SCA URSUMARIA V. FILIA ABARISI DUCIS* oder ähnlich. Diese Funde lehren, daß man überall auf der Hut sein muß. Die nicht ganz seltenen inschriftlichen Urkunden sind also trotz ihrer Öffentlichkeit an sich keineswegs eine sichere Überlieferung.

Die Parallele zu den Problemen der Diplomatie geht noch weiter. Wir haben massenhaft nur handschriftlich überlieferte Inschriften, bei deren Beurteilung wir, wie bei den Urkundenkopien, der äußeren Merkmale entbehren. Hier erwachsen der Methode der philologischen Kritik auch nach der rhythmischen oder metrischen Struktur, nach deutschen Sprachformen etwa in den Namen und nach unmittelbaren historischen Anhaltspunkten neue Aufgaben.

Schwierigkeiten der Datierung gibt es massenhaft auch angesichts der Originale. Ich nehme als Beispiel eine der ältesten Inschriften in

<sup>1</sup>) Bonner Jahrbücher 139 (1934), 227 mit reichlichen Nachweisungen und Abbildungen.

deutscher Sprache auf dem auch von Dr. Bauer in der Mainzer Epigraphik (Abb. 47) wiedergegebenen Dietrichstein, der im Mainzer Lapidarium unter Glas liegt; über einer männlichen Figur zwischen zwei Fensteröffnungen steht DIEDERIH; darunter quer durchlaufend: GEHUGI DIEDERIHES GO(. . .) INDE DRULINDA SONE[S]. Die Germanisten datieren etwa auf das 10. oder 11. Jahrhundert; die Buchstabenformen der Inschrift passen dazu — innerhalb dieser Grenzen eher jünger als älter. Will man sich nicht im Zirkel bewegen, so ist die Einzelkenntnis der Formen und der Technik so zu verfeinern, daß sie der entsprechenden Genauigkeit unserer Vorstellungen von der Entwicklung der Sprachformen ebenbürtig bleibt.

Hier eröffnet sich ein weites Feld der Arbeit, insofern die weit überwiegende Menge der Denkmäler aus der älteren Zeit undatiert ist. Bisher geht es hier so, wie in einer älteren Periode der Diplomatie und der Paläographie, daß erfahrene Kenner aus einem gewissen sicheren Form- und Sprachgefühl das Richtige treffen, daß aber die Wissenschaft immer wieder von vorn anfangen muß, solange man nicht mehr oder minder präzise objektive Kriterien besitzt. Natürlich bilden wir uns nicht ein, demnächst alle Steine sicher datieren zu können, so wenig wie alle Handschriften. Aber schon die Bescheidenheit dieser Feststellung ist eine Frucht längerer wissenschaftlicher Erfahrung, die weiß, daß auf die Hände älterer und jüngerer Schreiber, verschiedener Gegenden und Zwecke nicht dieselben absoluten Unterscheidungsmerkmale angewandt werden dürfen. Aber ich glaube, zu Näherungswerten und zum sicheren Ausschluß bestimmter früherer oder späterer Zeiten wird man doch kommen können.

Eine Zeitlang glaubte ich, die Zahl der zuverlässig datierten Inschriften sei genügend groß, um darauf mit einiger Sicherheit eine historische „Grammatik“ im engeren Sinne des Wortes aufbauen zu können. Allein die Erfahrung hat gezeigt, daß auch hier erhebliche Bedenken vorliegen. Was ist eine sichere Zeitangabe? Etwa das Todesdatum eines Verstorbenen, dem ein Stein gewidmet ist, oder die Zeitangabe einer Kirchweihe oder eines Baubeginns? Wir haben genug Beispiele dafür, daß die Steine oft sehr viel später gesetzt sind; gelegentlich auch, umgekehrt, früher hergestellt, als man annehmen sollte. Der Fall ist nicht selten, daß für ein Ehepaar ein gemeinsamer Grabstein noch zu Lebzeiten der einen Eehälfte hergestellt wurde, natürlich mit

dem Todesdatum des verstorbenen Teiles; dabei ist öfter der andere Teil auch genannt, aber sein Todesdatum nicht ausgefüllt. Hier liegt die Entstehung ziemlich sicher nahe dem Ereignis, das zur Bestellung des Steins oder der Platte Anlaß gab; ein Beispiel bei Degering<sup>2)</sup>, Tafel 114, wo der Raum für das Todesdatum des Mannes ausgespart und unausgefüllt ist. Wie aber, wenn dann nachträglich auch dieses zweite Datum ausgefüllt ist, möglichst im Stil des ersten? Der Schluß auf die Entstehung des ganzen Steins nach dem zweiten Datum wäre falsch.

Der Abstand kann kürzer oder länger sein. Wie lange nach dem Tode eines Verstorbenen der Grabstein gesetzt wurde, läßt sich grundsätzlich nicht ausmachen. Im allgemeinen geschah es gewiß bald, wie etwa der berühmte Denkstein für den in der Varusschlacht gefallenen M. Caelius im Bonner Museum, dem wesentlich das erste Alphabet unserer Tafel I entnommen ist. Aber es scheint auch sehr weite Abstände zu geben. Ein schon von W. Erben in den Vorbemerkungen zu der Dissertation von Ilse Marie Michael-Schweder<sup>3)</sup> erörterter Fall ist das Alter der Grabschrift Innocenz' II († 1143) bei Diehl<sup>4)</sup>, 45, g, wichtig für das Aufkommen der sogenannten gotischen Majuskel, oder die Grabschrift des 1447 verstorbenen Kardinals Antonio Martinez de Claves bei Diehl 50, c, ebenso wichtig für die neue Antiquamajuskel. Soweit die sehr winzige Abbildung bei Diehl erkennen läßt, ist das Todesjahr Innocenz' II auf 1148 angegeben, was bei einem gleichzeitigen Stein ausgeschlossen wäre; so scheinen mir denn auch die Buchstabenformen nicht zum 12. Jahrhundert, sondern eher zum späteren 13. Jahrhundert zu passen; hier hatte offenbar die betreffende Kirche später ein Interesse an der Setzung des Steins, ohne daß eine Fälschung vorläge.

Von den zahlreichen Nachbestattungen, die in Mainz so häufig sind, wie ich sie in Schwerin und Wismar beobachtet habe, wird eine Täuschung nicht allzuleicht ausgehen, weil die erste und die zweite Benutzung desselben Grabes und Grabsteines meist weit auseinander-

<sup>2)</sup> Degering, Die Schrift, Abb. 114; ähnlich lehrreich der zur Beisetzung gar nicht benutzte Grabstein Oswalds von Wolkenstein am Dom zu Brixen; G. Könnicke, Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur<sup>2</sup> (Maringburg 1912) S. 79.

<sup>3)</sup> Die Schrift auf den päpstlichen Siegeln des Mittelalters (Graz 1926).

<sup>4)</sup> *Inscriptiones latinae*.

liegen. Aber grobe Irrtümer können auch hier entstehen. Vollends jüngere Nachbildungen, wie der berühmte Stein des Dichters Frauenlob im Kreuzgang des Mainzer Domes<sup>5)</sup> spotten oft einer zeitlich zutreffenden Ansetzung und einer richtigen Rekonstruktion der in ihnen versteckten ursprünglichen Form. Wir erinnern uns dabei an gute und schlechte, getreue und verfälschende Nachzeichnungen mittelalterlicher Urkunden.

Alle diese Schwierigkeiten will ich nicht übertreiben. Es gibt Tausende von Inschriften, die wenigstens auf den ersten Blick und vielleicht auch nach sorgfältiger Prüfung ganz einwandfrei und gut zu lesen, zu deuten und zu datieren sind. Aber man wird zugeben, daß so lange nicht von einer Wissenschaft auf diesem Gebiete geredet werden kann, als man nicht auch der schwierigeren Fälle Herr zu werden in der Lage ist.

Die Frage bleibt, wie das am sichersten geschehen könne. Ich habe selbst so begonnen, daß ich mir eine Zusammenstellung möglichst einwandfrei datierter Inschriften gemacht habe, bin aber stets darauf gefaßt, daß aus irgendeinem der angegebenen Gründe oder aus einem uns noch nicht geläufigen anderen in der scheinbar einwandfreien Datierung doch eine Täuschung liegen kann.

Deshalb ist diese Methode zu sichern, und zwar nach zwei Richtungen. Einmal durch eine zeitlich möglichst weit gespannte Übersicht, und zweitens durch ein ebenso weites räumliches Ausgreifen in die große mittelalterliche Einheit des Abendlandes. Nur dadurch wird der Blick für mögliche Formen und umgekehrt für zeitlich unmögliche Gestaltungen geschärft und zugleich die Gegenforderung erfüllt, eine zweifelhafte oder verworfene Inschrift an anderer Stelle richtig einzuordnen. Das bedeutet so wenig wie die gleiche methodische Einstellung in der Urkundenlehre und in der Paläographie der Handschriften eine Allerweltswissenschaft im Sinne des 18. Jahrhunderts. Vielmehr bleibt überall das nächste Ziel, genau wie bei den Urkunden die Spezialdiplomatik und die Kanzleigeschichte, so hier die klare Abgrenzung landschaftlicher Gruppen, womöglich sogar von Werkstätten oder Hütten. Aber auf dem Wege dahin bedarf man der Maßstäbe, die nur durch ein weites Vergleichsmaterial gewonnen werden, schon

<sup>5)</sup> Abbildung bei G. Könncke, S. 75.

wegen der auf allen diesen Gebieten nachweisbaren Einwirkungen, oft von fern her.

Ja, diese Tatsache scheint mir hier besonders wichtig. Im Gegensatz zu den Handschriften blieb ein großer Teil der Inschriften von Anfang an vor aller Augen. Die Anregungen, die den Steinmetzen oder ihren Vorzeichnern zukamen, können also immer irgendwie überraschend nachwirken. Sehr altmodische Formen sind deshalb jederzeit möglich, sehr entwickelte verdächtig.

Im übrigen ist die Entwicklung der epigraphischen Schrift schon wegen des ungefügten und schwieriger zu bearbeitenden Materials sehr viel schwerfälliger als die Entwicklung der Handschriften. Die Herrschaft der Majuskel, wie sie die antike Schrift herausbildete, bleibt in den Inschriften bis in das 14. Jahrhundert, als hätte es nie eine Halbunziale, nie eine Kursive oder eine karolingische Minuskel gegeben. Erst im 14. Jahrhundert drang in Nordeuropa die gotische Minuskel ein und nun gleich mit ungeheurem Nachdruck, bis der Humanismus sie wieder verdrängte. Denn wie in der Schrift der Urkunden und der Bücher gab es auch in der Epigraphik zweimal eine Renaissance, eine karolingische nach 800 und eine humanistische nach 1400. Von diesen Dingen wird sogleich noch des näheren zu reden sein. Hier ist nur allgemein festzustellen, daß zwischen den Steinschriften und den Handschriften wohl gelegentlich ein Austausch erfolgt ist, beide auch einmal von derselben Kulturströmung berührt werden konnten, im allgemeinen aber keineswegs eine Parallelentwicklung besteht.

Ein besonderes, noch gar nicht in Angriff genommenes Kapitel wäre die Lehre von den Abkürzungen auf den Inschriften. Wenn ich mich nicht täusche, kann man auf den Inschriften noch längere Zeit das ältere freie Abkürzungssystem beobachten, von dem Traube in den *Nomina Sacra* und in anderen Beiträgen als Vorläufer des karolingischen Einheitssystems Proben gab. Auch diese Dinge werden für die Datierung der Denkmäler wichtig sein.

Im Zusammenhang dieser Bemerkungen über die Methode muß noch gesagt werden, daß eine unbefangene und sorgfältige Beobachtung das Grundgesetz auch auf diesem Arbeitsgebiet bleibt. Das Raten ist ein heuristisches Hilfsmittel, aber kein Ersatz für das Sehen. Zum guten Sehen gehört aber durchaus auch der Sinn für die Technik, Kenntnis der Steinarten und ihrer Art zu verwittern oder abzuschaben; lebendige

Vorstellungen von der Arbeit des Meißels, Unterscheidung der spitzgrabigen oder rechtwinkligen Vertiefung, des Einhauens oder Ausparens der Buchstaben, auch Beachtung etwaiger Bemalung oder Ausfüllung mit Metall sind Dinge, die als selbstverständlich gefordert werden sollten.

## II. Schriftgeschichte.

Schon im Vorhergehenden war von gewissen durchgehenden Zügen der Schriftgeschichte die Rede. Ich komme nicht darauf zurück. In der Folge soll nur das Besondere der einzelnen Zeiten und Kulturen herausgerückt werden. Wir gehen aus von dem Bestande der Denkmäler und der Schrifttradition, die von den deutschen Stämmen im alten römischen Reichsgebiet vorgefunden wurden und deren Formen hinfort auch außerhalb dieses Gebietes maßgebend geworden sind.

### 1. Römisch-christliche und fränkische Zeit.

Runendenkmäler, gar Inschriften auf Steinen sind auf deutschem Boden nicht entfernt in den Ausmaßen des Nordens überliefert. Dafür sind die Böden Ober- und Untergermaniens, der Schweiz und der Donauprovinzen voll von lateinischen Inschriften; der weitere Südwesten in geringerem Maße auch von griechischen. Sie alle bieten wohl einzeln auch deutsche Namen, sind aber der Form nach mehr Denkmäler der Reichskultur von dem typischen Charakter des ganzen Imperium Romanum. Wesentlich sind ihnen der streng symmetrische Aufbau der Schrift, die klaren Geraden und weiten Rundungen; für die lateinische Schrift (im Gegensatz zur griechischen) charakteristisch auch die ausgeprägten, aber noch feinen Sporen, Dornen oder „Füße“ (im späten Mittelalter kannte man eine Schrift *sine pedibus*); die gleichlangen Querbalken des E und F; schon früh auch ein Ineinanderstellen der Buchstaben, die Furcht vor dem graphischen Hiatus, wie man gesagt hat, etwa beim L. Das Ganze keine Urform, sondern eine letzte großartige Stilisierung der Schrift, für alle Zukunft bis heute maßgebend. Man glaubt die Denkmäler im großen leidlich genau datieren zu können (Tafel I, 1).

Ihr Charakter ändert sich nicht sogleich mit der christlichen Zeit, wie die älteste christliche Inschrift aus der Schweiz, eine der ältesten

des Nordens, datiert vom Jahre 377, erkennen läßt (Tafel I, 4). Nur mehren sich die Vulgärformen, das heißt die aus den älteren noch nicht symmetrisch stilisierten mittelländischen Alphabeten in eigener Entwicklung abgeleiteten flüchtigen Gebrauchsformen, die ihre Sondergestaltung je nach den Schreibmaterialien, Wachs, Papyrus oder Pergament, erhielten und damit einen ungeheuren Schriftreichtum darstellten. Diese vulgären, vielfach auch kursiven, das heißt zusammenhängend geschriebenen Formen bestimmten in der christlichen Zeit deutlicher auch die Inschriften. Einmal wegen der frühchristlichen Ablehnung allen Prunkes, dann wegen des stärkeren Anteils der niederen Volksschichten und natürlich auch wegen des allgemeinen Verfalls der Technik, des Sinnes für Ebenmaß und Schönheit. Das gilt für die römisch-deutschen Gebiete (Tafel I, 3) wie für das ganze Reichsgebiet. Die Inschriften der christlichen Zeit sind aus den angegebenen Gründen vielfach nicht leicht zuverlässig zu datieren, weil sie zugleich das Widerspiel dieses ungeheuren, durch Soldaten, Händler, Germaneneinfälle bedingten Völkergemisches der späteren Kaiserzeit sind, und nachlässige oder Mischformen immer der sicheren Einordnung widerstreben.

Von der aus ähnlichen Bedingungen erwachsenen, etwas orientalisierenden, breiten, schreibflüssigen Buchschrift, der sogenannten Unziale (Tafel I, 2), sind die Inschriften unabhängig. Die gleichen Voraussetzungen erklären die verwandten Formen des D, G, Q und U. Der gebrochene Querstrich des A deutet vielleicht auf griechischen Einfluß. Immerhin muß man damit rechnen, daß angesichts der Vertrautheit der Vorzeichner von Inschriften mit Unzialhandschriften doch von hier aus gelegentlich wirkliche Entlehnungen stattgefunden haben. Zur gewöhnlichen minuskelartigen Buchschrift des 6. bis 9. Jahrhunderts bestehen aber merkwürdigerweise gar keinerlei Beziehungen.

Von dem größten, auch völkergeschichtlichen Interesse ist nun die Frage, ob sich seit der Befestigung der germanischen Reiche, also der Burgunder, Franken und Langobarden, etwa neue einheitliche Züge in den Inschriften beobachten lassen. Das scheint in der Tat der Fall zu sein. Zwar das frühe 6. Jahrhundert ist noch durchaus das einer füg-samen Rezeption römischer Kulturformen (Tafel I, 5). Das wissen wir aus den Urkunden der ersten Merowinger, die fast genau den gleichzeitigen Behördenurkunden der Reste des römischen Reiches ent-

Tafel I

1. Denkstein für  
M. Caecius, 9 n.  
Chr. Degering 10.

2. Unzialalphabet.  
Degering 26.

3. Christliche  
Inschriften nach  
Bauer 16 f.

4. Bauinschrift des  
Asklepiodotus, 377  
n. Chr. Egli 1.

5. Inschrift mit  
Name des Königs  
Gundobad (500).  
Egli 11.

6. Grabschrift des  
Maurolenus, 616  
oder 660 (Vienne).  
Deschamps, Fig. 1.

7. Grabschrift  
der Ricnedrudis.  
Degering 30.

8. Brunnenrand aus  
der Königszeit  
Karis des Großen  
(780, Ferrara).  
Diehl 39 d.

ABCDE GHIEMNOPQRSTV  
 ABCDEFGHI LMNOP QRSTNU  
 ABCDEFGHI LMNOP QRSTNVU  
 A CDE G I LMNOPQRSTV<sup>A</sup>X<sup>W</sup>  
 ABCDE I LMNOP RSTVX  
 ABCDEFGHIKLMNOPQRSTVX  
 ABCDE GHIKLMNOPQRSTVX  
 ABCDE GHIKLMNOPQRSTVX  
 ABC EFG I LA NO RRT

sprachen<sup>6)</sup>. Nur daß die Urkundenschrift sich dann zunehmend streckte bis zu den schließlich bizarren Gestalten der sogenannten „verlängerten“ Schrift der karolingischen und frühen Kaiserzeit. Etwas Ähnliches lassen die Inschriften erkennen. Auch hier streckte sich das Buchstabengefüge (Tafel I, 6—8). In einer durch den Namen des Burgunderkönigs Gundobad auf rund 500 datierten Inschrift ist nur die neue Form des M bemerkenswert; sonst schließt sie sich an die Antike eng an. Aber die Grabschrift des Maurolenus, die nach den Regierungsjahren und Indiktionen (die hier zufällig gleichlaufen) entweder auf Chlothar I und das Jahr 616 oder auf Chlothar II und das Jahr 660 zu datieren ist, zeigt in den verlängerten Schäften des D, E, P, R weniger veraltete Formen, als ein neues Stilbedürfnis, wie es ganz ähnlich die Runen beherrschte. Wenn auch das Lautalphabet der Runen unter dem vermutlich sehr frühen Einfluß der Mittelmeeralphabete ausgebildet wurde, zeigte es doch deutlich die Nachwirkung der älteren, rein germanischen Losrunen; dasselbe Stilgefühl kehrt hier wieder.

Wir kommen dabei mit dem heute vielfach sehr weit gefaßten Begriff des Nordischen nicht aus und werden uns schon an den immer wieder fruchtbaren Gegensatz des Gotischen (jetzt in tieferem Sinne) und des Klassischen (als des südländisch Breiten und Symmetrischen) halten müssen, um festzustellen, daß das Gegeneinanderwirken zweier Stilprinzipien, des mehr Vertikalen und des mehr in die Breite Strebenden auch in der Schrift, besonders in der epigraphischen Schrift durch die Jahrhunderte spürbar bleibt. Die Grabschrift des Maurolenus gestattet zugleich eine undatierte schöne Grabschrift der Ricnedrudis (Tafel I, 7) aus Bonn ungefähr in dieselbe Zeit zu setzen, also in die Mitte des 7. Jahrhunderts. Sehr wesentliche Elemente, wie die Streckung und die dadurch herbeigeführten Spitzbogen des O und das oben offene R finden sich auch auf der Brunnenrandinschrift der Königszeit Karls des Großen aus der Lombardei wieder (Tafel I, 8).

Es ist nicht die Meinung, nach diesen Alphabetreihen nun beliebig die Inschriften datieren zu wollen. Ältere Formen wirken immer nach. Aber wie in diesen Reihen von uns zumeist nur die wenigen einigermaßen fest datierten Stücke zugrunde gelegt sind, so gibt das Gesamtbild der Abwandlung doch eine gewisse deutliche Linie. Nicht die

<sup>6)</sup> Meine Darlegungen in *Archiv f. Urkundenforschung*. 1 (1908), 79 und 5 (1914), 269 ff.

Einzelform, aber der Gesamteindruck, der aus der Häufung von Einzelformen entsteht, entscheidet.

## 2. Karolingisch-ottonische Renaissance.

Die Bezeichnung Renaissance für den Kulturumbruch um das Jahr 800 ist gewiß mißverständlich, wenn man mit dem Wort den ganzen Gehalt der italienischen Renaissance des 15. Jahrhunderts verbindet. Wie aber deren Bild bei näherer Betrachtung sich sehr viel mittelalterlicher darstellt als in den Köpfen einzelner Humanisten und Künstler der Spätzeit und mancher neueren Historiker, so ist die karolingische Kultur natürlich so gut wie ganz ohne Beziehung zur heidnischen Antike. Daß aber auch sie starke rationale Züge hatte, daß sie staatlich, kirchlich und literarisch bewußt etwas Früheres erneuern wollte, läßt sich quellenmäßig belegen.

Dasselbe Bild bieten die Inschriften. Gleichzeitig mit der Schrift- und Sprachreform in der Reichskanzlei, mit der Tätigkeit der großen Schreibschulen von Tours bis Köln und Metz erneuerte man auch den Inschriftenstil — wiederum nicht nach Vorbildern der altrömischen Zeit, wohl aber der christlich-römischen. Der Abstand der auf Tafel II, 1—6 zusammengestellten Proben des 9., 10. und frühen 11. Jahrhunderts von den Formen des 7. und 8. auf Tafel I, 6—8 ist augenfällig. Dabei zeigt die zweite Reihe der Tafel II, die Grabschrift des Amelius aus Poitiers, datiert mit dem 34. Regierungsjahre Karls des Kahlen auf das Jahr 874, noch deutliche Nachwirkungen des altfränkischen Stiles in dem eckigen C und G, dem überhöhten N und dem oben geöffneten P, wie in den offenen Rundungen des B und R. Aber gerade durch diese Erinnerung an einzelne ältere Formen wird der Gesamtbefund um so überzeugender.

Das hochkarolingische Zurückgreifen auf alte Idealformen war ganz bewußt. Es ist auch hier nötig, den öfter zitierten Brief des Lupus von Ferrières an Einhard mit der Bitte um Musterformen anzuziehen: *Scriptor regius Bertcaudus dicitur antiquarum literarum dumtaxat earum, quae maximae sunt et unciales vocari existimantur, habere mensuram descriptam. Itaque si penes vos est, mittite mihi eam per hunc quaeso pictorem, cum redierit, schedula tamen diligentissime munita*<sup>7)</sup>.

<sup>7)</sup> Wattenbach, Schriftwesen S. 269 [= Mon. Germ. Epp. VI 17], auch schon mit Hinweis auf die humanistischen Parallelen.

Unser Alphabet einer Grabschrift aus Tours, also der vornehmsten Schreibschule des Frankenreichs, datiert auf das Jahr 840, also das Todesjahr Ludwigs des Frommen (Tafel II, 1), läßt in seinen klaren Abmessungen das neue Ideal der Schrift deutlich erkennen. Es ist ganz quadratisch, viel mehr als die klassisch-lateinische Antike, aber ähnlich den christlich-antiken Inschriften etwa der damasianischen Zeit. Da sie rechtwinklig in den Stein vertieft und mit Blei ausgegossen ist, hat sie etwas Stumpfes, spricht aber gerade dadurch sehr stark für das Stilgefühl, das dann im 9. und 10. Jahrhundert im wesentlichen gleich blieb, wenn sich auch der Ansatz der Dornen oder Füße nach und nach wieder einstellte. Im frühen 11. Jahrhundert zeigt ein Denkmal auf Erz (Tafel I, 6) schon ausgesprochen eckige, spitzige und elegante Züge, die sich unbewußt der Antike noch mehr angenähert hatten.

Unter unseren Denkmälern sind der Westen und Osten des alten Frankenreichs ebenso vertreten wie das langobardische und römische Gebiet. Die Stileinheit des damaligen Abendlandes ist unverkennbar. Auch die Grabschrift des ersten deutschen Papstes, Brunos von Kärnten (Tafel II, 5), ordnet sich hier ein, selbst ein Denkmal von dem größten inhaltlichen Interesse<sup>8)</sup>. Was sich an neuen Formen findet, ist in Tannay (Ardennen) das runde E neben dem geraden, und mehrfach das unziale D, aber nur in den Jahreszahlen für 500, nicht im Text (Tafel II, 3, 4). In der Grabschrift Gregors V findet sich dann zuerst das unziale U neben V — wie es natürlich in den Vulgärschriften längst vorher aufgetreten war —, und das breite römische M. Sonst ist die Stileinheit aller dieser Denkmäler unverkennbar.

Mit dem 11. Jahrhundert belebt sich die Schrift wie die allgemeine Kultur. In den Zeiten der salischen Dynastie, des wachsenden Eigenlebens der romanischen Bauten in Konstruktion und Gliederung gewann auch die Schrift eine gewisse Gelenkigkeit und innere Kraft. Die drei Beispiele, die bis in die zweite Hälfte des 11. Jahrhunderts führen (Tafel II, 6—8), laden noch einen Augenblick zum Verweilen ein. Ich teile die Meinung des Herrn Dr. Bauer, daß die stolze Rahmeninschrift der Willigestür in Mainz wirklich in seine Zeit gesetzt werden muß. Das gerade C neben dem runden hat alte Vorbilder, der elegante Querstrich des A ist überhaupt ganz individuell und zeigt nur, daß wir es

<sup>8)</sup> Edw. Schröder, Zeitschrift für deutsches Altertum, Bd. 73, 1936, angeregt durch das Mainzer Lager.

Tafel II

1. Grabschrift der Adelperga, 840. Deschamps, Fig. 2.

2. Grabschrift des Amelius, 874. Deschamps, Fig. 3.

3. Grabschrift des Bischofs Anspert, 882. Deschamps 6.

4. Kirchweih-inschrift von 977. Deschamps, Fig. 13.

5. Grabschrift Papst Gregors V., 999. Diehl 41c.

6. Rahmeninschrift der Willigestür am Mainzer Dom, 1005—09. Bauer, Abb. 40.

7. Grabschrift des Propstes Wignand, 1048. Bauer, Abb. 58.

8. Schenkungs-inschrift von Moissac, 1063. Deschamps, Fig. 28.

ABCDEF GHIKLMNEOP<sub>N</sub>Q<sub>R</sub>STVX

ABE DE G IKLMH<sup>Q</sup>Ⓜ<sup>P</sup>Ⓢ<sup>R</sup>SE<sup>S</sup>V

ABCDEF GHI LMNOP Q<sub>r</sub>RS<sub>t</sub>T<sub>v</sub>X  
 DCCC

ABGDEEE HI IEMNOP RST  
 DCCCC

ABCDEF GHIKLMNOP QRSTVU

ABLDEF<sup>E</sup>GH<sup>I</sup>KLMENOP<sub>p</sub> q RSTVWX

A EDEF GHI LMENOP O RSTVW

A<sub>A</sub>B<sub>B</sub>C<sub>C</sub>D<sub>D</sub>E<sub>E</sub>F<sub>F</sub>G<sub>G</sub>H<sub>H</sub>I<sub>I</sub>LM<sup>Q</sup>N<sup>O</sup>P<sub>p</sub> q R<sub>R</sub>S<sub>S</sub>T<sub>T</sub>V<sub>V</sub>W<sub>W</sub>X<sub>X</sub>

mit einem Zeichner zu tun haben von eigenem Schwung. Zeugen eines entwickelten Formgefühls sind vor allem die unzialen (oder fast minuskelartigen) h und q, die aber noch im Laufe des nächsten Menschenalters auch sonst häufiger geworden sind. Vergleicht man im einzelnen die Schenkunginschrift von Moissac (Tafel II, 8) von 1068, so häufen sich hier doch gerade gegenüber der Willigestür die viel moderneren Züge in dem wieder geknickten A-Strich, vor allem in dem runden E und T. Auch das spitzovale O zeigt die Mode, die dann das 12. Jahrhundert beherrschen sollte; von allen diesen Dingen hat die Willigesinschrift noch nichts.

### 3. Romanische und gotische Majuskel.

Die Ausdrücke sind unzulänglich, besonders das irreführende Wort „romanisch“, wofür man salisch-staufisch sagen müßte. Aber man soll nicht zuviel umtaufen und eingebürgerte Bezeichnungen ändern, denn jeder weiß ja, was damit gemeint ist. Nun ist es in der Tat bemerkenswert, daß die Schriftentwicklung gerade auf den Inschriften wieder völlig parallel zu gehen scheint mit den immer reicher, üppiger, maleischer werdenden Bauformen des Jahrhunderts, während später, im frühen 13. Jahrhundert, ganz entsprechend den kulturpolitischen Tendenzen der Frühgotik, auch in der Schrift eine bewußte Vereinfachung, Zügelung und damit auch stilistische Vereinheitlichung erfolgte. Die Inschriften des 12. Jahrhunderts bauten ganz auf dem karolingischen Erbe auf; neue, sogenannte unziale Formen drangen ein, ohne die Schrift, selbst im späten 12. Jahrhundert, völlig durchsetzt zu haben und zu beherrschen (Tafel III, 1—4). Charakteristisch dafür sind die zahlreichen Doppelformen der Buchstaben. Wie lange vorher, erscheint das eckige C als Kontrafaktur zu dem alten eckigen E und umgekehrt erscheint das runde E assimiliert dem runden C. Das gerade q war längst wie in der alten Unziale assimiliert an das p; doch blieben auch hier die Doppelformen nebeneinander, gerade so wie beim M, N, H, T und U.

Das alles wurde im 13. Jahrhundert anders (Tafel III, 5 ff.). Jetzt bildete sich wirklich eine in sich ganz einheitliche, ganz auf den Rundformen aufgebaute Majuskel aus, die wir wegen der zeitlichen und inneren Parallelen mit Fug und Recht die „gotische“ Majuskel nennen. Aber wir wollen nicht vorgreifen.

Jene ältere (romanische) Majuskel hatte sich im Laufe des 11. Jahrhunderts entwickelt. Unser Alphabet aus Moissac (Westfrankreich) zeigt in übertriebenem Maße die auch schon in den Mainzer Inschriften (Tafel II, 6 und 7) vorhandenen Ineinanderschachtelungen der Buchstaben. Es zeigt die Doppelformen des C und E und H und T, vor allem zuerst wieder das spitzbogige O.

Die Inschrift der Altarweihe des Papstes Calixtus II von 1123 (Tafel III, 1) hat außer dem spitzen O noch die Doppelformen für A, C, D, E, H, M, Q, T und U, ist also eine typische Übergangsschrift. Die provençalische von 1126 schließt sich ihr zeitlich und formal ganz eng an. Dann erfolgt hier die äußerste Prachtentfaltung in der Grabschrift aus Narbonne von 1173 (Tafel III, 3), die im Abstand von 50 Jahren einen gewaltigen Ruck nach vorwärts bedeutet. Sie ist mit ihren aus Blatt- und Rankenmotiven stammenden Formen von ungewöhnlicher Eleganz und Schmuckhaftigkeit. Das L, bis dahin ein ganz armselig vernachlässigter Buchstabe, gewinnt in seinem horizontalen Grundstrich jene Schwellung, die dann für Jahrhunderte bleiben sollte. Die Schwellungen im D, M, O, Q und S haben etwas zum Platzen Vollsäftiges; gelegentlich öffnen sie sich gitterartig oder sie korrespondieren im Zweipaß. Die Doppelformen erscheinen hier nur als Überfluß, wenn sie auch in Wirklichkeit zum Teil rudimentär sind und im Grunde noch Zeichen einer nicht ganz durchgedrungenen Stilbildung.

Das wird, wie schon angedeutet, im 13. Jahrhundert ganz anders. Ich bediene mich aus Mangel an gut datierten Inschriften hier zweimal einer Siegelumschrift. Die erste (Tafel III, 4) erscheint wegen ihrer Gedrungenheit altmodisch. Bei näherem Zusehen erkennt man aber in den modernen Formen der D, G, R und T die neuen Züge; nur bei T gibt es noch eine Doppelform. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts ist dann die neue Schrift in sich völlig fertig. Die Mainzer Grabschrift des Diether von Katzenellenbogen (1276) ist ein vortreffliches Beispiel dieses inzwischen zum Abschluß gekommenen Prozesses. Es ist schon klarer und doch schwungvoller Hochstil. Das A könnte von der Minuskel aus bestimmt erscheinen, doch zeigen unsere früheren Reihen, daß es auch an älteren epigraphischen Ansätzen dazu innerhalb der Majuskel nicht fehlt. Am meisten charakteristisch wird jetzt die Zutat des feinen Abschlußstriches rechts am C und E; er findet eine Parallele

in dem unteren Querstrich des M, das nun fast wie ein auf die Kante gestelltes E aussieht.

Alle diese Züge bleiben vom 13. zum 14. Jahrhundert bestehen, doch erfolgt eben in dieser Zeit eine neue Streckung und im Laufe des 14. Jahrhunderts auch wieder ein neuer Überschwang der Formgebung. Vor allem die alte „gotische“ Tendenz auf gestreckte und schmale Buchstaben, die in der Gegenwart in den Bestrebungen auf schmal geschnittene Lettern wiederkehrt, erinnert an längst vergangene Zeiten. Sie zeigte sich schon im 11. Jahrhundert und kämpfte in der frühgotischen Zeit mit den gedrunghenen Buchstaben, die fast in die Rolle des Klassischen eingerückt scheinen. Indessen, man soll derartige Antithesen nicht zu buchstäblich nehmen. Es spricht sich in gewissen Tendenzen wohl etwas Allgemeineres, vielleicht sogar etwas Völkisches deutlich aus. Aber alle derartigen Lebensäußerungen werden wieder gezügelt oder zurückgehalten durch Nebenkräfte der formalen Entwicklung, wie Assimilation und Dissimilation, Satz und Gegensatz, Ermüdung an hergebrachten Formen und das Bedürfnis formaler Abwandlung.

Ganz so wie die Inschrift aus Narbonne (1173) ein Beispiel für die letzte, übertriebene Ausgestaltung eines Stiles auf einer bestimmten Stufe sein sollte, so habe ich auch die Schrift mit der Bulle Gregors XI für den Lateran von 1372 (Tafel III, 7) gewählt, um die geschmückten und spritzigen Formen dieser Stufe der gotischen Schrift zu vergegenwärtigen. Die C, D, O, Q, vor allem das elegante M erinnern an jenes Gegenstück; dagegen wirken neu die nun von C und E auch auf das F und L übertragenen herunter- oder hinaufgezogenen Ausläufer, die das F oft dem A, und das L öfter dem U zum Verwechseln ähnlich erscheinen lassen.

Daß in der Übergangszeit vom 12. zum 13. Jahrhundert für die größere Flächigkeit der Buchstabenteile und das Abstoßen der Schnörkel auch technische Dinge mitwirkten, würde ich mit Dr. Bauer annehmen; die Grubenschmelztechnik auf Metall erforderte diese Formen. Die wachsende Bedeutung der Inschriften auf Metall wird uns noch beschäftigen. Im übrigen wird oft etwas derartig Bedingtes nachträglich auch als schön empfunden und nun allgemein festgehalten.

## 4. Humanismus und Renaissance.

Nur ganz kurz und im augenfälligen Kontrast zu der gotischen Majuskel von 1372 sei auf die nur 70 Jahre jüngere Grabschrift Nicolaus' V, des ersten humanistischen Renaissancepapstes hingewiesen. Hier wird der Gegensatz von Gotisch und Klassisch aufs neue deutlich (Tafel III, 7 und 8).

Aber es drängt sich alsbald eine Bemerkung auf, die schon bei der karolingischen Renaissance anklang. Diese Schrift der ersten Humanisten ist gar nicht altrömische Epigraphik, sondern genau so wie die von den Humanisten irrtümlich als Antiqua bezeichnete Buchschrift nichts anderes als karolingisch, also im wesentlichen christlich-römisch. Man vergleiche nur die humanistische Inschrift von 1455 mit der karolingischen Inschrift von 840 oder derjenigen von 882 und 999 (Tafel III, 8 mit II, 1—3).

Erst gegen das 16. Jahrhundert hin nahm man in Italien die großartigen Formen der altrömischen Epigraphik langsam wieder auf und erörterte, wie Dürer in der Meßkunst<sup>9)</sup>, alle Proportionen, Rundungen und Winkel der epigraphischen Großbuchstaben, um echt renaissancemäßig der inneren Struktur auch dieser bewunderten Dinge beizukommen, ähnlich wie den Proportionen der Säulen und Menschen.

Bald wurde jene schlichte sogenannte Antiqua mit diesen erneuerten klassischen Großbuchstaben auch im Norden das Ideal der Humanisten, die sie auch in den Buchdruck als die uns heute geläufige Antiqua übernahmen. Als ein erstes Eindringen des neuen Geschmacks in die Inschriften erschien Dr. Bauer und mir die auf Tafel IV, 5 wiedergegebene Probe einer sehr entwickelten Rotunda.

Die methodisch wichtige Lehre aus den obigen Darlegungen ist die, daß, genau so, wie man in der Buchschrift auf den ersten Blick karolingische und Renaissance-minuskel nicht leicht unterscheiden kann, auch in den Inschriften eine so starke Angleichung besteht, daß frühhumanistische Fälschungen angeblich karolingischer oder ottonischer Stücke schwer zu beurteilen sind.

Doch haben wir, verlockt durch den Zusammenhang der Majuskel-schrift, mit diesen Bemerkungen der zeitlichen Entwicklung weit vorgegriffen.

<sup>9)</sup> Ernst Crous, Dürer und die Schrift. Mit einer Wiedergabe von Dürers Abhandlung aus seiner „Unterweisung der Messung“ (Berlin 1933, Berliner Bibliothekenabend).

## Tafel III

AABC̄EFGHΦ LMMNNOBq RSTϰVXY7  
 Ā ĒC̄DE h m nD02 Q f 8 U  
 ABEDδ IRLϰNO R τVX  
 AABC̄Ē<sup>sc</sup> I L M<sup>H</sup>NO PQRST<sub>F</sub>VX<sup>i</sup>  
 DĒε  
 A CDEFOT MNO P<sub>p</sub> RST<sub>o</sub>V  
 ABODE GHKLO<sub>o</sub> P RST<sub>o</sub>VXZ  
 A C EFGHl MNOP RS TV<sub>u</sub>X<sup>z</sup>  
 AB<sub>o</sub>CD̄ EFGH<sub>h</sub> I<sub>h</sub> MN<sub>o</sub> OP<sub>o</sub> QR<sub>o</sub> S<sub>o</sub> T<sub>o</sub> U<sub>o</sub> V<sub>o</sub> X<sub>o</sub> Y<sub>o</sub> Z<sub>o</sub>  
 ABCDEF HI LMNOQRS TVX

1. Altarweihe,  
Papst Calixt. II  
1123. Diehl 45 b.

2. Grabschrift des  
Abes Desiderius.  
1126 (Vienna).  
Deschamps 33.

3. Grabschrift des  
Petrus Bernard.  
1173. Deschamps  
41.

4. Umschrift eines  
Königsiegels  
Friedrichs II  
1222–25. Phi-  
lippi I 14.

5. Grabschrift des  
Diether von  
Katzenellenbogen.  
1276 (Mainz).  
Bauer 63.

6. Siegel des  
Thüringer Land-  
friedens von 1286.  
Philippi III, 15.

7. Bulle Gregors XI  
Lateran. 1372.  
Diehl 49 c.

8. Grabschrift  
Papst Nikolaus' V  
1455. Diehl 50 d.

## 5. Die gotische Minuskel.

Über die gotische Schrift des späten Mittelalters und ihre Übergänge zu der humanistischen Schrift und zu den ersten Drucklettern sehen wir dank der Arbeit der letzten Jahre heute sehr viel klarer als früher. Es wären viele Arbeiten zu nennen, ich beziehe mich vor allem auf zwei<sup>10)</sup>.

Aber mit der eigentümlichen Erscheinung des Aufkommens und der Ausbreitung der gotischen Minuskel auf den Inschriften hat sich, soviel ich sehe, noch niemand ernstlicher beschäftigt. Und doch wäre die Feststellung von Ursprung und Verbreitungsgebiet dieser inschriftlichen Buchstabenformen eine außerordentlich wichtige Sache. Denn auf diesem Gebiete stemmte sich aller klassischen Tradition der Majuskel noch einmal, jetzt von außen her, eine neue starke Kraft des gotischen Stilgefühls entgegen. Sind die ersten Beispiele wirklich, wie gelegentlich angegeben wird, im Westen zu suchen, so würden wir uns der Heimat des gotischen Baustils nähern. Die Angabe von Haetje, Erfurter Grabplastik, daß ihm die Minuskel zuerst auf einem Grabstein von 1279 begegnet sei, hat mich befremdet; denn entweder handelt es sich hier um eine der in der Einleitung besprochenen Datierungsschwierigkeiten, oder wir haben auch im Osten schon erstaunlich frühe Beispiele.

In Mainz scheinen die ersten Grabsteine mit der gotischen Minuskel erst aus den zwanziger Jahren des 14. Jahrhunderts zu stammen (Tafel IV, 1). In Westfalen und in Niedersachsen finde ich bei Durchsicht der Inventarisierungen der Bau- und Kunstdenkmäler ein häufigeres Vorkommen der gotischen Minuskel überhaupt erst im 15. Jahrhundert. Fast interessanter als jeweils das früheste Vorkommen dürfte das Verbreitungsgebiet sein. Wie weit geht diese Schrift nach Süden? Sie lebt noch in Brixen, etwa auf dem Grabstein Oswalds von Wolkenstein; aber gelangte sie über Bozen hinaus? Und wie weit reicht sie in der Schweiz nach Süden, wie weit in Frankreich nach Westen?

Die häufigste Form der inschriftlich angewandten Minuskel ist die von den Zeitgenossen selbst als Textur, von dem Schreibmeister Johann vom Hagen als *Textus quadratus* bezeichnete eckige, gestreckte und

<sup>10)</sup> Ernst Crous u. Joachim Kirchner, Die gotischen Schriftarten (Leipzig 1928); Alfred Hessel, Neue Forschungsprobleme der Paläographie (mit 1 Tafel), AUF. 9 (1926); Die Entstehung der Renaissanceschriften (mit 2 Tafeln), AUF. 13 (1935).



stellenweise in äußerst weitgehender Assimilation durchgebildete Prachtschrift, mit deren Maßen und Proportionen sich Dürer auch beschäftigte<sup>11)</sup>. Die Buchstaben sind schmal, eng aneinandergerückt. Man vernachlässigt die Ober- und Unterlängen, so daß das Ganze ein gitteriges, leiterartiges Aussehen bekommt und schwer lesbar wird. Auf Spruchbändern, auf Teppichen, auf allerlei Geräten, vor allem auf Metall scheint diese Schrift, die auch die liturgischen Bücher beherrschte, gern und früh angewandt zu sein. Sie unterlag auch dem eigentümlich naturalistischen Zuge der Spätgotik; die Buchstabenelemente erscheinen gelegentlich wie aus Bändern zusammengesetzt. Das Alphabet auf Tafel IV, 2 zeigt ein P mit einem bandartigen Übereinanderliegen des zweiten Teiles über dem ersten, und ein t, bei dem der Ansatz, der Rest des alten Deckstrichs, wie durchgesteckt erscheint. Die Assimilation ergriff nicht nur die Buchstaben, sondern auch die Zahlzeichen und infolgedessen sind II und V und U und V oft nicht voneinander zu unterscheiden; ähnlich steht es um r und x und X. Die Doppelformen des r sind wohl von allem Anfang an nachweisbar, ebenso diejenigen des runden und langen S, und die vielen Verbindungen des z mit c, t und s.

Genau so wie in der gleichzeitigen Buchschrift entwickelt auch die epigraphische gotische Minuskel teils aus ihren Minuskelformen selbst, teils durch Umformung überlieferter Majuskeln in den Stil der Minuskel sich ihre Großbuchstaben. In das Alphabet 7 auf Tafel IV habe ich zwei Formen des großen A mit aufgenommen, die beide, wie der Leser nachprüfen kann, in den älteren Alphabeten vom 12. Jahrhundert an ihre Vorstufen haben; dasselbe gilt insofern vom J, als es die Umkehrung des gotischen L ist, während das M völlig aus Einzelformen der Minuskel zusammengesetzt erscheint.

Ob es gelingt, zeitliche Grenzen einzelner Buchstabenformen aufzuzeigen, ist mir bei dem ungeheuren Formenreichtum der Zeit einstweilen noch zweifelhaft. Aber es muß landschaftlich versucht werden. Dabei wird man, wie schon angedeutet, vor allem datierte Werke der Kleinkunst, insbesondere Metallarbeiten, als für Entstehung und Verbreitung der Schrift vermutlich wichtig, zu beachten haben. Es wird auch möglich sein, noch andere Abarten der gotischen Minuskel aufzuweisen, wie die obenerwähnte antiquaähnliche Rotunda (Taf. IV, 5).

<sup>11)</sup> Vgl. die S. 85 Note 10 zitierte Publikation von Crous und die ihr eingefügten Tafeln.

Aus allem ergibt sich, daß unser Stoff um so weniger wissenschaftlich aufgearbeitet ist, je weiter man zeitlich hinabkommt. Bei der klassischen Epigraphik steht man auf festem Boden. Bei der frühchristlichen bleiben zwar im einzelnen Datierungsschwierigkeiten, aber dafür hat man für innere Kriterien ein ungeheures Material. Schon mit der karolingischen Zeit mehren sich die Probleme, und das steigert sich dann von Jahrhundert zu Jahrhundert. In der gotischen Minuskel sind vor allem die Denkmäler in deutscher Sprache überliefert. Auf den ersten Blick sieht alles ziemlich einfach aus; sobald man auf Schwierigkeiten stößt, bemerkt man den Mangel an Vorarbeiten.

Unsere jüngeren Mitarbeiter, die im Zeitalter der Schreibmaschine großgeworden sind, verrieten in ihren Mainzer Darlegungen ein ungeheures Mißtrauen gegen die Brauchbarkeit der individuellen Handschrift für wissenschaftliche Aufnahmen und Texte. Ich kann das verstehen und in gewissem Sinne ihnen auch zustimmen. Aber mit Abklatschen und Photographien allein ist es doch nicht getan. Bei allen sichtbaren Dingen ist das Zeichnen, und zwar das Pausen und das eigene Nachzeichnen ein unersetzliches Mittel, in das Gefüge der Formen einzudringen. Wie unsere führenden Paläographen der letzten Generation Ludwig Traube und Wilhelm Meyer eine gepflegte großzügige und deutliche Handschrift hatten, auf die man sich besser verlassen konnte, als auf die schließlich doch auch von Menschen bediente Schreibmaschine, so würde ich jedem jungen Epigraphiker raten, auch in bezug auf die Urformen seiner Denkmäler möglichst viel selbst Hand anzulegen und sich durch das Nachzeichnen tiefer in ihre Formen einzuleben.

### Literatur

- Konrad F. Bauer, Mainzer Epigraphik (Diss. Frankfurt a. M. = Zs. des deutschen Vereins für Buchwesen und Schrifttum 9. 1926).  
 Rudolf Conrad, Niederrheinische Epigraphik vom 8. bis 13. Jahrhundert (Diss. Frankfurt 1931).  
 Hermann Degering, Die Schrift. Atlas der Schriftformen des Abendlandes vom Altertum bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts (Berlin 1929).  
 Paul Deschamps, *Etude sur la paléographie des inscriptions lapidaires de la fin de l'époque mérovingienne aux dernières années du XII. siècle*, Bulletin monumental edd. Deshoulières et Aubert, T. 88 (Paris 1929).

- Ernestus Diehl, *Inscriptiones Latinae (Tabulae in usum scholarum ed. Lietzmann 4, Bonnæ 1912)*.
- Emil Egli, *Die christlichen Inschriften der Schweiz vom 4. bis 9. Jahrhundert* (Zürich 1895).
- Ernst Haetje, *Die Erfurter Grabplastik des 15. und 16. Jahrhunderts* (Diss. Halle, Berlin 1927).
- F. Philippi, *Siegel (Urkunden und Siegel, hg. von G. Seeliger, Leipzig 1914)*.
- Bernhard Schmidt, *Die Inschriften des deutschen Ordenslandes Preußen bis zum Jahre 1466* (Schriften der Königsberger Gelehrten Gesellschaft. 11. Jahr, Geisteswiss. Klasse, 3, Halle 1935).
- Wilhelm Weimar, *Monumentalschriften vergangener Jahrhunderte* (Wien 1899).